

Während im Editionszeitraum der Briefwechsel Gottscheds mit Manteuffel aus den genannten Gründen weitgehend endet, beginnt eine bis weit in die 1750er-Jahre hineinreichende Korrespondenz des Leipziger Professors mit dem Reichsgrafen Friedrich Heinrich von Seckendorff (19 Briefe), der sich nach einem mehr oder weniger freiwilligen Ende seiner Militär- und Diplomatenlaufbahn überwiegend in Sachsen aufhält und seinen Interessen für wissenschaftliche, insonderheit sprachgeschichtliche Forschungen nachgeht. Ebenso wie bei Manteuffel liegen hier ausnahmsweise auch die Gegenbriefe der Gottscheds selbst vor – Kontakten mit hochadligen Gönnern und Mäzenen wurde im Leipziger Professorenhaushalt ganz offensichtlich eine besondere Bedeutung beigemessen. Die Bearbeiter bewerten den Austausch mit Seckendorff als „eine der intensivsten und dauerhaftesten der von Gottsched jemals geführten Korrespondenzen“ (S. XXVII).

Einschneidende Veränderungen in Reichweite und Intensität des Gottschedschen Korrespondenznetzes sind nicht zu konstatieren, allerdings verstärken sich die zuvor nur sporadisch vorhandenen Kontakte in den süddeutschen (Sprach-)Raum. Aus der großen Menge von 79 Korrespondenten in 56 verschiedenen Orten, mit denen Gottsched während der hier bearbeiteten 15 Monaten in Kontakt steht und – soweit überliefert – 217 Briefe wechselt, stechen quantitativ neben den bereits Erwähnten nur noch wenige hervor – etwa der kurzzeitig bei Haude in Berlin beschäftigte Journalist Johann Christoph Rost (10 Briefe), der Meuselwitzer Pfarrer Heinrich Cornelius Hecker (6 Briefe) oder der Königsberger Gelehrte Cölestin Christian Flottwell (5 Briefe). Bemerkenswert sind ferner drei Briefe des jungen Friedrich Melchior Grimm, der sich, selbst noch Gymnasiast, aus Regensburg voller Ehrfurcht an den berühmten Leipziger Gelehrten und Dichter wendet: „Ich begehe wahrlich! eine unerhörte Kühnheit“ (19. April 1741, Nr. 149).

Die Einleitung von DETLEF DÖRING (S. VII-XXXVI) gibt einen instruktiven Überblick über die Entwicklung der Korrespondenz im Berichtszeitraum und bettet ausgewählte Kontakte Gottschedschen anschaulich in ihre Kontexte ein. Der gesamte Band bietet in Textgestalt und Erläuterungsapparat sowie mit den diversen Indizes (Absender, Personen, Orte, Schriften, bio-bibliografisches Korrespondentenverzeichnis) alle wünschenswerten Hilfsmittel, die die Arbeit mit den vorgelegten Quellen erleichtern, und präsentiert sich so, wie gewohnt, in mustergültiger Qualität.

Berlin

Johannes Bronisch

SILKE MARBURG, *Der Entehrte*. Eine Novelle von Philaethes, König Johann von Sachsen, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2013. – 76 S., brosch. (ISBN: 978-3-17-022428-5, Preis: 17,90 €).

Johann von Sachsen (1801–1873), nach dem plötzlichen Unfalltod seines Bruders Friedrich August II. ab 1854 König von Sachsen, war nicht nur politisches Oberhaupt des Königreichs, sondern Zeit seines Lebens auch literarisch interessiert und tätig. Dennoch ist er der literarischen Nachwelt weniger als Autor, sondern vielmehr als Dante-Übersetzer Philaethes im Gedächtnis geblieben. Im „Sächsischen Schriftsteller-Lexicon“ (Leipzig 1875) erwähnt Wilhelm Haan neben der Übertragung der „Divina Commedia“ nur mehrere Gedichte und das Libretto einer tragischen Oper mit dem Titel „Rosamunde“ aus dessen Feder. Die nun von Silke Marburg edierte Novelle „Der Entehrte“ fehlt sowohl in dieser Aufzählung wie auch in Karlheinz Blaschkes Johann-Artikel in der „Neuen Deutschen Biographie“ (Berlin 1974). Sie ist, so Marburg, bisher verborgen geblieben, obwohl sie mehr sei „als lediglich das literarische Privatvergnügen eines prominenten Autors“ (S. 8). Den nur zaghaft neu unter-

gliederten und mit wenigen orthografischen Anpassungen versehenen Text (S. 11-60) flankiert sie mit einem kurzen Vor- (S. 7 f.) und einem ausführlicheren Nachwort (S. 63-75).

Der Inhalt der Novelle ist schnell erzählt: Der General von Steinau lässt sich mit seinen beiden Töchtern Marie und Louise auf dem neu erworbenen Gut Gründorf nieder. Schnell macht man Bekanntschaft mit dem jungen Rittergutsbesitzer Schulz aus dem nachbarlichen Merwitz und freundet sich an. Marie freilich etwas mehr – eine Zuneigung, die nur so lang das Wohlwollen des Vaters findet, bis dieser erfährt, dass Schulz Jahre zuvor ein Duell verweigert hatte. Dieses in den väterlichen Augen niederträchtige, ehrenrührige und charakterlose Verhalten des jungen Mannes disqualifiziert ihn vorläufig als Schwiegersohn und kann erst durch die Rettung der umworbenen Tochter aus einem durch revoltierende Bauern in Brand gesetzten Haus in ein mutiges und rühmliches, das Herz der Tochter und die Unterstützung des künftigen Schwiegervaters verdienendes Wesen zurückgedeutet werden.

Natürlich soll Johanns Werk hier nicht zur Rezension stehen, stattdessen aber Marburgs Kommentierung einer kurzen Betrachtung unterzogen werden. Eher als das Vorwort, das die nunmehrige Veröffentlichung der Novelle begründet, bietet sich hierfür das Nachwort an, in dem als historische Einordnung der Entstehungszusammenhang (S. 63-70) und die Überlieferungsgeschichte (S. 70 ff.) dargestellt werden. Darin macht sie das Duell zum erzählerischen *point du vue* des Werks, dem eine reale Geschichte zugrunde liegen soll: der Ausschluss dreier Brüder aus der preußischen Armee im Jahre 1864, nachdem sich einer von ihnen aus religiösen Gründen geweigert hatte, eine Duellforderung auszusprechen. Im Gegensatz zu Preußen, wo im Militär Duellpflicht bestand, schaffte ein neues Militärstrafrecht in Sachsen 1849/50 das Duell ebenso ab wie die Reformierung des Strafrechts die Todesstrafe – eine Entwicklung, die dem Glauben Johanns entgegenkam (S. 67). Dieser sächsischen Modernisierung bescherte der Beitritt zum Norddeutschen Bund 1866 und zum Deutschen Bund 1871 ein jähes Ende. Auf die Aufgabe der staatlichen Souveränität folgte die Einführung eines neuen Militärstrafrechts, das Duelle wieder legitimierte. „Mit seiner Novelle ‚Der Entehrte‘ wollte [Johann nun] erklären, was er in der Duellfrage eigentlich für richtig hielt“ (S. 69), und daher auch hätte Johanns Erzählung Ende des 19. Jahrhunderts nicht veröffentlicht werden können: Eine Publikation hätte nicht nur das neue Militärrecht unterminiert, sondern wäre gleichsam gegen Preußen gerichtet gewesen und hätte eine Verletzung der Bundestreue bedeutet. „Es war die Nachwelt, der Johann mit dem ‚Entehrten‘ ein Vermächtnis hinterlassen wollte. Wer immer die Novelle lesen würde, musste darin den wahren Johann erkennen, seine Einstellung ebenso wie seine Gewissensbisse“ (ebd.). Somit deutet Marburg die Erzählung vor allem in Bezug auf die Person Johanns und bereichert auf diese Weise die übersichtliche Literatur zum sächsischen König. Anzumerken wäre an dieser Stelle freilich, dass eine Einhaltung wissenschaftlicher Konventionen – ein Fußnotenapparat, ein Literaturverzeichnis – der Edition und Kommentierung sicher nicht geschadet hätte. Insofern wird auch nicht recht deutlich, an welches Publikum sich das Büchlein überhaupt wendet: Sind es Historiker, die ihr Johann-Bild revidieren oder vervollständigen und zugleich etwas ‚Schöngeistiges‘ lesen wollen? Sind es Literaturwissenschaftler, deren eventuell lückenhaftem historischen Wissen mithilfe des Nachwortes eine Nachhilfestunde erteilt werden soll? Oder sonstige Leser, denen ein wissenschaftlicher Apparat kaum fehlen wird?

Der letzte Abschnitt des Nachworts, den Marburg „Zur Anlage des Werkes“ (S. 73 ff.) nennt, enthält schließlich das, was die Germanistin als Interpretation bezeichnen würde, während die Historikerin eine solche in ihren Augen allzu heuristische Benennung vielleicht scheut. Mit der Darstellung des Aufbaus des Werks in einem „mehrfachen Schriftsinn“, dessen Methode und Wirkung Johann aus der „Divina

Commedia“ Dantes kannte, bietet sie am Schluss eine äußerst interessante, historische wie literaturwissenschaftlich nachvollziehbare Deutung der etwas rührseligen, auch in der Tradition der *comédie larmoyante* stehenden und mit ihrem Figurenensemble an Christian Fürchtegott Gellerts Drama „Die zärtlichen Schwestern“ erinnernden Novelle an. Etwas weiter reichende Interpretationen – z. B. das Werk selbst als adelige Praxisform und die Sicht Johanns auf aufständische Bauern als distinktive Wertung, beides also im Sinne Pierre Bourdieus als Elemente des Habitus und somit als Ausdruck eines bestimmten Lebensstils, zu lesen – bleiben vielleicht zukünftigen Lesern jedweder Couleur überlassen.

Dresden/Speyer

Nadine Kulbe

LYDIA ICKE-SCHWALBE/WALTER SCHMITZ (Hg.), Bengalen und Sachsen. Tagore in Dresden, Thelem-Verlag, Dresden 2012. – 165 S., brosch. (ISBN: 978-3-942411-46-2, Preis: 15,00 €).

Rabīndranāth Ṭhākūr (englisch: Tagore), bengalischer Dichter, Pädagoge, Komponist, Maler und Sozialreformer, erzeugte mit Besuchen in Deutschland (1921, 1926 und 1930) eine für die damalige Zeit große Resonanz. Nachdem Martin Kämpchen in mehreren Veröffentlichungen global die Beziehungen Tagores zu Deutschland dokumentiert hatte, liegt nun erstmals ein Sachsen und besonders Dresden in den Blick nehmender Sammelband vor.

Die einzelnen Beiträge zeigen jeweils besondere Facetten dieses Spektrums auf. LYDIA ICKE-SCHWALBE, frühere Kustodin am Dresdner Völkerkundemuseum, untersucht die Familiengeschichte des Tagore-Clans in Kalkutta und Shantiniketan. Darin breitet sie ein breites Spektrum aus, das lebendig angereichert wird durch die Erstveröffentlichung zahlreicher Text- und Bildquellen aus den Tagebüchern des Anthropologen Egon von Eickstedt, der Tagore an dessen Wirkungsstätte in Shantiniketan aufgesucht hatte. Bezüglich Eickstedts Erwähnung der Eugenik und seiner Absicht, die Santal-Ureinwohner vermessen zu wollen (vgl. S. 19, 209), wäre ein Hinweis auf den Rassenforscher Eickstedt angebracht gewesen, zumal eine kritische Biografie über ihn bereits vorliegt (vgl. D. PREUSS, Anthropologe und Forschungsreisender, München 2009). Dieses Monitum tut allerdings der obigen Darstellung, die besonders auch durch genaue Begriffserklärungen besticht, kaum Abbruch.

In einem weiteren Beitrag schildert ICKE-SCHWALBE die Beziehungen zweier ganz unterschiedlicher Mitglieder des Tagore-Clans zu Sachsen und Dresden. Ihr gelingt ein eindrucksvolles Porträt des entfernten Verwandten des Dichters, Raja Sourindro Mohun Tagore (1840–1914). Dieser, ein bedeutender Musikforscher, war auf seinen Europa-Reisen 1877 und 1882 auch Gast des sächsischen Königs Albert. Sourindro Mohun ging es vor allem um die Neubelebung der traditionellen indischen (Raga-) Musik. Diese Musik, die mit (improvisierten) Melodie-Modellen, basierend auf Empfindungen, arbeitet, in westliche Notation übertragen zu wollen, ist aufgrund der verschiedenen Tonsysteme äußerst schwierig. Für seinen Plan, dies dennoch zu versuchen, musste er eine besondere Notenschrift kreieren, die mit Symbolen arbeitet. Mithilfe der lithografischen Druckmaschinen der Dresdner Kunstdruckanstalt May, von denen er einige auf den Familiensitz nach Kolkata exportieren ließ, gelang es ihm nicht nur, seine musiktheoretischen Werke drucken zu können: es hatte ihm auch den Druck von Gebrauchs- und Motivbildern ermöglicht. Letztere sind insbesondere für die Verehrung der hinduistischen Götter von großer Bedeutung. Danach werden wir anhand vieler Quellen aus der zeitgenössischen Dresdner Presse über das Echo von Tagores Deutschland-Besuchen, besonders der in Dresden (1926, 1930) informiert.